

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 108.

Mittwoch, 29. April.

1931.

Ein Mädchen — weiter nichts / Roman von Paul Enderling.

(24. Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„Was ergab sich von selbst?“, fragte Dollingen brüsk.

„Nun, daß Sie ihn verließen. Die Maschine läuft doch herzlich leer. Vorbei ist auch nicht mehr der alte, wissen Sie. Er quasselt nicht mehr und hat beim letzten Kongreß abgesetzt. Es muß ihm irgend etwas über die Leber gelaufen sein.“

„Also keine Aussicht auf Beschäftigung dort, wie?“
Schädler sah ihn ehrlich erstaunt an und hüstelte verlegen: „Ausgeschlossen. Sie kennen ihn ja. Er ist nicht der Mann, der so zartfühlend ist.“

„Wie Sie, nicht wahr?“ höhnte Dollingen. Gedankelos trank er einen Schluck Bier. Es schmeckte nicht.

„Sie sind so empfindlich“, meinte Schädler gekränkt.

„Und ich habe doch gar keine Ursache dazu, wie?“

Schädler blickte unsicher um sich. „Es wird sich ja etwas finden“, stotterte er. „Sicher. Es gibt ja so allerlei. Dies und jenes.“

Dollingen nickte, übertrieben ernst. Plötzlich begann er zu lachen, ein lautloses, unaufhaltbares Lachen, das er nicht zurückhalten konnte und das seinen mächtigen Körper durchschütterte. Dies ängstliche Männchen da war auch zu pudig — und der war der Erste in seinem neuen Leben, der Herold der Menschheit gewissermaßen! Er lachte, daß er sich die tränenden Augen wischen mußte.

Schädler riß die Augen auf. „Aber ich bitte Sie, was ist denn?“

Endlich verebbte das Lachen. „Haben Sie keine Angst, Schädlerchen. Verrückt bin ich nicht, wenigstens noch nicht. Hat mich denn jemand bei Ihnen vermisst?“

„O gewiß. Wir alle. Ja, und dann war eine Dame da. Eine sehr hübsche junge Dame. Und elegant. Donnerwetter.“ Schädler wurde lebhafter. „Sie fragte nach Ihnen, das heißt, nach Ihrer Adresse.“

„Eine junge Dame?“ fragte Dollingen bestürzt. „Wie sah sie denn aus?“

Schädler beschrieb den Besuch sehr ausführlich, und er fuhr zusammen, als Dollingen mitten in seinem Satz aufstand und mit einem flüchtigen Gruß fortging, ohne sich noch einmal umzublicken.

Der Menschenstrom auf den Straßen hatte sich verlaufen. Dollingen stürmte auf dem leeren Bürgersteig voran. Jutta Reinhausen hatte nach ihm gefragt!

Er lief geradeaus, bis er auf eine Untergrundbahnstation stieß. Erst als er an der Sperre stand, fiel ihm das Sinnlose seines Tuns ein. Er kaufte eine Fahrkarte, stieg ein und verließ am Potsdamer Platz den Zug. Jutta Reinhausen hatte nach ihm gefragt! Ein Glücksturm hatte seine Seele durchwirbelt, aber nun war es vorüber, und schlimmer als zuvor: sie hatte auch Nachricht bekommen, wo er war, und die Nachricht würde ihr schonungslos beigebracht worden sein.

Als er die Jost-Edel wieder erkannte, erblaute er. Stand sie nicht dort? Er flüchtete weiter, in die Königsgräberstraße hinein und blieb am Anhalter Bahnhof ermattet stehen.

Ein kleiner Auflauf hatte sich gebildet. Um ein

Auto drängte sich eine Schar aufgeregter Leute. Die grüne Uniform eines Schupomannes wurde sichtbar.

„Überfahren!“, schrie ein kleiner Mann. „Die Bande hat ja keine Zeit mehr. Herr Wachmeister, ich war Zeise. Der Duffel hat —“

Langsam ging Dollingen weiter. Der Tod war bequem in der Großstadt, man brauchte bloß lässig einen Fahrdamm zu überqueren, und man entfloß dem Käfig des Lebens.

Jede Tür öffnete sich einmal . . .

Reinhagen stand am Fenster seines Arbeitszimmers, in der Hand einen mazedonischen Goldstater. Er hatte die Münze auf der feinen Waage drüben gewogen: sie war acht Gramm schwer. Der Vater des großen Alexander blickte aus dem unregelmäßigen Rund der Fläche im Relief recht lebenswürdig in die Welt; er sah gar nicht aus, als ob er der Mann war, der mit Hellas fertig geworden war. Nur der Lorbeerkranz im Nacken, gewellten Gelock deutete auf den Sieger von Chäronea. Auf kurzem Halbe sah der fast weiche Kopf mit der griechischen Nase, den üppigen Frauenlippen, dem starken Kinn, das allein Energie verriet, und dem ausladenden Hinterkopf.

Reinhagen lächelte befriedigt über seine Erwerbung, ließ die wundervoll erhaltene Münze im Sonnenschein aufblitzen, sah dabei aber von Zeit zu Zeit auf den Platz draußen, als erwartete er jemand.

Als sich unten ein Auto bemerkbar machte, blickte er aufmerksamer hinaus, um dann enttäuscht zurückzuweichen. Dann kam der Goldstater wieder zu seinem Recht.

Eine Viertelstunde blieb er so am Fenster stehen. Plötzlich nickte er vor sich hin, als hätte sich seine Annahme bestätigt, und ging zum Arbeitstisch zurück, auf dem in einer offenen Schatulle die alten Münzen in Samtfächern lagen.

Unten kam Jutta mit Büllingshoven über den Platz.

„Soll ich nicht mit hinaufkommen?“, fragte er mit einem kleinen Lächeln. „Es ist wie in Worms: Mönchlein, Mönchlein, du gehst einen schweren Gang . . .“

„Sie verstehen, einen wundervoll zu ermuntern“, spottete sie. „Nein, und wenn Sie mit Ihrem Verband unleugbar Ihren Ahnen gleichen, als sie Livland und Estland eroberten, — ich glaube, ich gehe doch lieber allein hinauf. Suppen, die man sich selber eingebröckelt hat, soll man auch allein auslöffeln.“

„Jedenfalls werde ich in der Nähe bleiben und zwischen hier und dem Botanischen pendeln, nicht aus Neugierde, die ich nur dem Namen nach kenne.“

„Na, na!“

„Bielmehr, um als Hilfsstruppe auf dem Posten zu sein, wenn es not tut.“

„Da der Tag so schön ist, werde ich es Ihnen nicht verbieten. In einer Stunde dürfen Sie sowieso kommen.“

„Mir ist, als hätte ich Ihren Vater eben am Fenster gesehen. Gehen Sie lieber.“

„Also auf Wiedersehen. Ich verspreche Ihnen, im Stehen zu sterben.“

Von Büllingshovens gemüthlichem Lachen verfolgt, ging sie dem Hause zu. Ihr war gar nicht so leicht zumute, als sie eintrat. Jeder Schritt auf den großen Korridoren, den vielen Treppen, nahm ihr einen Teil ihrer Entschlossenheit.

Sonderbarerweise schuf ihr die Nachricht Erleichterung, daß Frau Keller mit einem Bronchial- und Stirnhöhlenkatarrh zu Bette läge. Sie ertappte sich auf einer winzigen Schadenfreude: die Keller hatte so lange den Krankheitssteufel an die Wand gemalt, bis er erschienen war. Aber sie fragte das Zimmermädchen doch gleich, ob Dr. Dombrowsky nicht geholt sei.

Er war da und saß bei der Patientin. So bald würde sie ihn nicht loslassen und er mußte seine Sünden zum Exempel den Rat der Ägyptenreise jetzt abbüßen.

Sie fragte nicht, ob ihr Vater in seinem Arbeitszimmer sei — wo sollte er wohl sonst sein? — klopfte dort an und trat, ehe er noch „Herein“ gerufen hatte, ein.

Er saß, ohne aufzusehen, über seine Münzen gebeugt. War es nicht, als ob sie erst gestern weggegangen sei? Am Ende hatte er ihr Fernsein überhaupt gar nicht bemerkt und ihre ganze Beichte war überflüssig?

Aber als er aufblinzelte und sie in sein stubenblaues Gesicht mit den großen weltfernen Augen sah, schämte sie sich. Er sah so schrecklich einsam aus.

„Da bin ich wieder, Vater.“ Das war ein dummer Anfang; denn schließlich sah er ja, daß sie da war. Aber es schien ihm zu genügen.

Er bat sie an seine Seite, wie in den Zeiten, wo sie gemeinsam Neuerwerbungen katalogisierten, und zeigte ihr eine Dekadrachme aus Syrakus. „Sieh! sie nur genau an, sicherlich hast du nie Schöneres gesehen. Ich glaube, die gesamte Numismatik von den antiken trockenden Lydiern an bis heute hat nichts so Vollendetes hervorgebracht. Es ist ein Zehn-drachmenstück vom Tyrannen Dionys aus Syrakus. Du siehst, auch Tyrannen haben ihr Gutes. Am Ende ist alles wirklich Große von Tyrannen geschaffen, von den Babylonierfürsten bis Louis Quatorze, wie? Kunst ist nun mal eine autoritative Angelegenheit. Wie liebevoll sind hier die Pferde der Quadriga durchmodelliert, und diese kleine Nische, die dem Sieger entgegenfliegt! Dabei ist es ein Abguß. Das Original ist im Fine Arts Museum in Boston. Aber tadellos hergestellt. Ich suche schon seit einer Stunde vergebens nach einem Fehler.“

Sie benutzte die Pause, um sich in den Vordergrund zu stellen. Bei mir findest du die Fehler ohne Lupe, Vater.“

„So?“ machte er beiläufig und holte im gleichen Augenblick eine keltische Münze aus ihrem Samtbett.

„Sieh mal: die schwächliche, reichlich barbarische Nachahmung meines mazedonischen Goldstaters. Immerhin lehrreich für das Weiterwirken des Hellenentums durch die Jahrhunderte. Es gibt gleiche aus Indien und Abyssinien. Weißt du, daß Konstantin, der angeblich Große, sie „solidus“ taufte und daß sie, freilich zur Kupfermünze degradiert, im Soldo und Sou weiterlebt?“

Sie kam eine ganze Weile nicht zum Wort. Er sprach, als hätte es gar keine Trennung gegeben, keine Konflikte mit Lug und Trug. Sie war aber nicht gesonnen, so leichten Kaufes davonzukommen. Sie bebt vor Ungeduld.

Als er nach einem unteritalienischen Diobolon griff, den sie kannte — ein wütender Stier war abgebildet — ertug sie es nicht länger. Sie griff nach seiner Hand und sagte bestimmt: „Du mußt mich jetzt anheören, Vater.“

Er ließ die winzige Münze mit einem leichten Seufzer zurücksinken. „Nun?“

„Was tatest du mit einer Tochter, die dich betrug?“ (Fortsetzung folgt.)

Der Frühling kam.

Der Frühling kam. „Woher kam er?“ —

Es brachte ihn vom Süden her

Ein kleiner Buchfink jubelnd mit. —

Er sang im Sang: „Zizizelit!“ —

Er sprang umher und piff und geist:

„Ich habe ihm den Weg gezeigt!

Nun ist die harte Zeit vorbei! —

Zizizelit, zizizelit!“ —

Das hörten andre Vögel auch,

Und Weibchen hörten's, Baum und Strauch.

Und Frosch und Käfer lauschten mit

Auf jenen Sang „Zizizelit!“

Der Winter nur voll Born und Gram

Sah zu, daß er von dannen kam.

Es ärgert' ihn bei jedem Schritt

Des Vögeleins Zizizelit. —

Hörst du des Buchfinks Weise auch,

Wie Weibchen, Käfer, Baum und Strauch? —

Wird ab die Sorge, singe mit:

„Zizizelit, zizizelit!“ —

Ludwig Ries.

Der Gummischuh.

Von M. Zischthento.

Gewiß, einen Gummischuh in der Elektrischen zu verlieren ist nicht schwer. Besonders, wenn man von allen Seiten gedrängt wird und dazu noch so irgendein Nichtstuer einen von hinten auf den Fuß tritt — schon ist der Gummischuh weg.

Einen Gummischuh zu verlieren — einfach eine Kleinigkeit.

Mir hat man den Gummischuh eins-zwei ausgezogen. Ich

möchte sagen, ich habe nicht einmal Zeit gehabt, ach zu sagen.

Ich krieg in die Elektrische ein, beide Gummischuhe standen an Ort und Stelle. Ich weiß noch ganz genau, daß ich sie sogar mit der Hand betastet habe, als ich eingestiegen war; ob sie auch noch da sind.

Und als ich aus der Elektrischen aussteige, sehe ich: ein Gummischuh ist da, ganz leibhaftig, und der zweite ist weg. Der Stiefel — da. Und die Sohle, sehe ich, ist da. Und die Hölse ist unverfehrt. Aber der Gummischuh ist weg.

Und der Elektrischen wird man natürlich nicht nachlaufen.

Ich zog den übrigen Gummischuh aus, widelte ihn in eine Zeitung ein und ging so weiter. „Nach der Arbeit“, denke ich, werde ich mich auf die Suche machen. Jrgendwo werde ich ihn schon aufreiben.“

Nach der Arbeit ging ich suchen. Zuerst einmal beriet ich mich mit einem mir bekannten Wagensführer.

Er hat mir große Hoffnungen eingeblasen.

„Sag schönen Dant“, sagt er, „daß du ihn in der Elektrischen verloren hast. Wenn's an einem anderen öffentlichen Ort gewesen wäre, könnte ich für nichts bürgen, aber in der Elektrischen etwas zu verlieren, ist eine sichere Sache. Es gibt ja bei uns so eine Fundstelle. Komm und hol dir ihn ab. Sichere Sache!“

„Schönen Dant“, sage ich. „Das ist mir ein großer Trost. Vor allem: der Gummischuh ist ja so gut wie neu. Ich trage ihn erst die dritte Saison.“

Andern Tages fuhr ich zu der Fundstelle.

„Könnte ich“, sage ich, „meinen Gummischuh wieder haben, lieber Mitbürger? In der Elektrischen hat man ihn mir ausgezogen.“

„Das können Sie“, wird mir gesagt. „Was war es für ein Gummischuh?“

„Ein Gummischuh“, sage ich, „wie gewöhnlich. Die Größe — Nummer zwölf.“

„Bei uns gibt's“, wird mir gesagt, „von der Nummer zwölf womöglich zwölfhundert Stück. Beschreiben Sie die Merkmale.“

„Die Merkmale“, sage ich, „wie gewöhnlich: der Absatz natürlich ein bißchen schief, innen keine Filzeinlage. Sie hat sich abgenutzt, die Filzeinlage.“

„Von solchen Gummischuhen“, wird mir gesagt, „gibt's bei uns womöglich über tausend. Keine besonderen Merkmale?“

„Besondere Merkmale“, sage ich, „hat er auch. Die Spitze ist so gut wie abgerissen. Und die Sohle halb bis zum Boden durchgerieben. Sie hat sich abgenutzt, die Sohle. Die Seiten aber“, sage ich, „die halten einstweilen, die sind noch ganz schön.“

„Warten Sie mal eine Weile“, wird mir gesagt, „wir wollen gleich mal nachsehen!“

Ich warte. Plötzlich bringen sie meinen Gummischuh heraus.

Ich habe mich wirklich furchtbar gefreut. Fühle mich einfach gerührt. „Famos“, denke ich, „arbeitet der Apparat. Und was sind das nur für ideale Menschen. Wieviel Mühe haben sie nicht wegen eines Gummischuhes auf sich genommen.“

„Vielen Dant“, sage ich, „liebe Freunde! Vielen Dant bis übers Grab hinaus. Gebt ihn schnell her. Ich will ihn gleich mal anziehen.“

„Das gibt es nicht“, wird mir gesagt, „geehrter Genosse, so können wir ihn nicht herausgeben. Wir“, wird mir gesagt, „können nicht wissen, vielleicht waren Sie es gar nicht, der den Gummischuh verloren hat.“

„Aber ich habe ihn doch verloren“, sage ich.

„Ist schon gut möglich“, wird mir gesagt, „aber wir können so nichts herausgeben. Bringen Sie eine Bestätigung, daß Sie den Gummischuh wirklich verloren haben. Lassen Sie sich diese Tatsache vom Hausverwalter bescheinigen, dann werden wir ihn ohne überflüssige Verzögerung herausgeben.“

„Brüderchen“, sage ich, „heilige Genossen, im Hause weiß ja keiner von dieser Tatsache. Bismöglich wird man mir eine solche Bescheinigung garnicht geben wollen!“

„Man wird sie dir schon geben“, wird mir gesagt, „wozu wäre denn der Hausverwalter sonst da?“

Ich habe mir den Gummischuh noch einmal angesehen und ging weg.

Andern Tags ging ich zum Hausverwalter.

„Gib mir eine Bescheinigung“, sage ich, „mein Gummischuh geht unter.“

„Ist es auch wahr“, sagt er, „daß du ihn verloren hast? Oder kombiniertest du nur?“

„So wahr ich hier stehe“, schwöre ich, „ich habe ihn verloren.“

„Schreib“, sagt er, „eine Eingabe auf.“

Ich habe eine Eingabe aufgeschrieben. Am andern Tage bekam ich eine offizielle Bescheinigung.

Mit dieser Bescheinigung ging ich zur Fundstelle. Und ohne Umstände, ohne jede Verzögerung geben sie mir meinen Gummischuh heraus.

Erst als ich den Gummischuh wieder an meinem Fuß hatte, fühlte ich die Tiefe meiner Märgung. „Famos“, denke ich, „arbeitet der Apparat! Würde man sich in einem zurückgebliebenen Lande so lange Zeit mit meinem Gummischuh abgeben? Hinausgeschmissen hätte man ihn von der Elektrischen — nichts weiter. Und bei uns: keine Woche war ich hinter der Sache her, und schon habe ich ihn wiederbekommen. Das nenne ich einen Apparat!“

Eines ist bitter: während dieser Woche, die ich hinter der Sache her war, habe ich den ersten Gummischuh verloren. Die ganze Zeit trug ich ihn in einer Zeitung unterm Arm — und weiß nun wirklich nicht mehr, wo ich ihn liegen gelassen habe. Jedenfalls nicht in der Elektrischen. Also ist es faul. Denn wo soll ich ihn jetzt bloß suchen?

Dafür habe ich aber den anderen Gummischuh. Ich habe ihn auf die Kommode gestellt. Manches Mal wird einem traurig zumute — da braucht man nur den Gummischuh anzusehen, und es wird einem gleich so leicht und kummerfrei ums Herze.

„Ein famoser Apparat ist das!“ denke ich mir ...

(Deutsch von J. Schubert.)

Die dunkle Insel.

Von Elia Nidel.

Besteinerte Schreie, so reden sich die Ausläufer der Juralischen Alpen hoch empor, umklammern in gewaltiger Umarmung den grundlosen, unheimlichen Gardasee.

Bei Riva bäumen sich die gewaltigen Felsen aus der tiefen, dunklen Bläue, in welcher der Himmel sich widerspiegelt und die eigene Tiefe, darüber schimmerndes Licht und Sonnenglanz.

Das lange, schwere Motorboot jagt durch die aufsprühende Flut. Weiße, unmerklich zieht die Strömung das Boot aus der Richtung. Die starken Flüsse Sarca und Ponale strömen mitten durch den See und unendlich viele kleine Ströme, Flüsse und Bäche, aus granitnen Höhen und eisigen Tälern niederstürzend, nimmt unersättlich der See in sich auf.

Die Felsen weichen auseinander, das Düstere, Starre der wie norwegische Fjorde zusammengeballten Berge wird anmutiger, und heller scheint die kristallene Flut zu leuchten, bis links der Monte Baldo sich hebt, rechts ein scharfer Felsen hoch über dem Wasser aufragt, der zwei eigenartige Gesichter hat: das Profil Dantes, dahinter, etwas höher, der Kopf einer Sphinx. Und wie der plötzlich erschlossene Reich einer Kalla dehnt sich die breite Fläche des Gardasees aus, von Sonne überglühert, eine einzige schimmernde Fläche bis zum fernen, sonnenüberglüherten Ufer von Sirmione.

Im See ruht eine kleine Insel, dem Fürsten Borghese gehörend.

Dunkle, ernste Zypressen, zusammengeschlossen wie eine Kirchhofsmauer, stehen wie Totenwächter auf dem feinen Boden, in den das nagende Wasser Furchen und Kanäle gezogen hat. An der Nordseite, auf einem starken Felsen das alte Schloß, einst ein Franziskanerkloster, an dessen schroff ins Wasser fallendem Fuße früher Seeabder nisteten.

Leiser Nebel. Hinter garten Wollenschleier tritt die Sonne. Fledermäuse fliegen. Letzter Gang des Westens spiegelt sich in den Fenstercheiben des Schlosses — es ist, als ob eine einsame, blinde Frau regungslos, voll heißer Sehnsucht in den

Strahl des göttlichen Lichtes blide. Wie lange Gespensterhände greift der bläuliche Nebel in die schwarzen Zypressen, windet sich schlangenhaft in die Zweige hinein, und unheimlich schlägt das Wasser in die ausgehöhlten Steine, darüber die Fledermäuse taumeln — arme, irre, verschlagene Seelen.

Die Stunde des Moloches, des Moloches.

Ein Fluch ruht auf dieser Insel. Aber keine Chronik berichtet darüber. Die menschliche Hand scheute sich, es niederzuschreiben, und nur die Stimme der Vergangenheit spricht, wenn der Fluch sich erneuert und der Moloch aus der Tiefe taucht — Moloch See.

Zwei, drei Jahre ist es her, da erkrankt ein junges Ehepaar, Gast der Fürstin Borghese.

Es war ein wunderschöner, sonniger Tag, und die beiden glücklichen Menschen kreuzten im Segelboot auf der glitzernden Flut.

Der alte Kastellan, der am Ufer stand, erzählte später: „Die junge Frau hielt lachend ihre wunderschöne, weiße Hand scherzend ins Wasser, als sich das Boot etwas auf die Seite neigte — in dem Augenblick raste ein Wirbelsturm nieder, der See schäumte auf und riß die junge Frau hinab.“

Geheimnisvoll und tragisch das Schicksal der Fürstin Borghese selbst.

Es war gegen Sonnenuntergang. Hinter leichten Wolken brach flammendes Licht durch, opalisierenden Widerschein auf die bewegungslose Fläche zaubernd, ein Schimmer wie Tränen, der aus des Sees Grunde aufsteigen schien. Die Nebel schlichen heran. Lange Krallenfinger streckten sich aus, langsam schob sich der bläuliche Leib nach, lautlos, unentrinnbar, unabwendbar kam es näher — unruhig verängstigt schossen die Fledermäuse umher, taumelten gegen die Fenstercheiben, und fliegend kletterte der Wind in den Zypressen.

Die Fürstin schritt vom Schlosse herab, gefolgt von ihrem Hunde, zu ihrem Lieblingsplatz am anderen Ende der Insel ...

Der Kastellan, der aus dem Keller kam, blieb einen Augenblick horchend stehen: Ein kurzes, flügendes Geheul des Hundes ... dann wieder Stille, lähmende entsetzliche Stille.

Die Fürstin Borghese sah man nie wieder.

Taucher, die nach ihrem Körper suchten, konnten nicht tiefer als dreißig Meter tauchen: Ein Labyrinth von Felsgängen und Höhlen, ausgegraben wie von menschlicher Hand, ließ sie nicht weiter vordringen, dieses Klippengewirr, das aus dreihundert Meter Tiefe aufragt.

Der See schien aufzuatmen.

Eine wunderbare Ruhe herrschte. Langsam stieg die rote Scheibe des Mondes über dem flüsternden Wasser auf, silberschimmernde Fäden spannen Tiefe und Höhe zusammen, und eines Sternes leuchtendes Zeichen stand feierlich über der Berge Scheitel, die von zarten, schwebenden Schleiern halb verhangen.

Malcesine, das Dorf, lag schattenbedeckt, wo der Dolomiten düstere Felsen wieder starr und trostlos wurden.

Ein alter Palast ließ seine moosüberzogenen Stufen ins Wasser gleiten, und eines breiten Baumes hängende Zweige lagen wie ein verträumter Gedanke über die alte, verbröckelnde Mauer. Höher stieg der Mond. Ein Silberflecklein lag auf dem See, und des Baumes äußerste Spitzen waren voll Bärtlichkeit in dieses wunderbare Strahlen eingetaucht. Der Berge steile Wände standen in sanftem Glanze, die bläulichen Nebel verdrängend, die aus der Enge von Riva her quollen, und leise sang der Wind darüber hin, wo eines Baumes hängende Zweige lieblosend auf des raumenden Wassers schimmernder Fläche lag.

Der erste Brief.

Von René Roy.

In deutscher Übersetzung liegt jetzt auch ein Kriegsbuch eines französischen Kriegsblinden, René Roy, vor, das unter dem Titel „Mit toten Augen zum Licht“ das Schicksal der Kriegsblinden schildert. René Roy, im Kriege Artillerieoffizier bis zu seiner Verwundung und Erblindung zeigt in Form autobiographischer Aufzeichnungen die Etappen eines durch geistige und seelische Kraft sich erneuernden Menschenlebens auf. Aus dem bei Ernst Heinrich Moritz Verlag, Stuttgart, erscheinenden Buch veröffentlichen wir mit Genehmigung des Verlages den nachfolgenden Abschnitt:

Ein Brief ... ein gar einfaches, alltägliches Wort, das aber voll von schönsten Versprechungen und intimen Freuden des freundschaftlichen Verkehrs ist. Mit welcher Ungeduld drück ich früher gewisse Briefe auf, um eine mir lieb gewordenen Handschrift zu erkennen, um mich dem Bewußtsein ferner Zuneigungen hinzugeben oder die Hoffnung eines baldigen Besuches darin zu finden!

Siehe werde ich mich an den ersten Brief erinnern, den man mir in Neuilly brachte; damals war keiner meiner Freunde anwesend, um ihn mir vorzulesen. „Gott Leutnant, ein Brief für Sie!“ Und der Postmeister überreicht mir den Umschlag. Mit

ungeschickter Hand ergreife ich ihn, bringe ihn auf mein Zimmer, ohne zu wissen, was ich damit anfangen soll. Ich nehme ihn von einer Hand in die andere, wäge ihn zwischen den Fingern, messe ihn, taste ihn ab, drehe ihn nach allen Seiten, ohne mich entschließen zu können, einem andern die Entdeckung der darin enthaltenen Geheimnisse anzuvertrauen. Bald erscheint mein Führer; ich zeige ihm den Brief und frage ihn, zunächst nur schüchtern und leise, woher das Schreiben komme: es trägt den Stempel der Feldpost. Jetzt reise ich den Umschlag auf und erkundige mich nach der Unterschrift: es ist die eines meiner an der Front befindlichen Freunde. Und augenblicklich formt sich deutlich in meinem Geiste die seine, für den Ungewohnten schwer zu entziffernde Schrift des Freundes. Das Vorlesen des Briefes ist entsprechend mühsam, es geht langsam vorwärts und wird von plötzlichem Schweigen, langweiligem Suchen und Zögern unterbrochen. Meine ganze Freude an dem Brief ist verdorben, und während er mir vorgelesen wird, kann ich an nichts anderes denken, als an den ersten Eindruck, den mir die Ankunft des Briefes gemacht hat.

Und jedesmal, wenn ein neuer Brief kam, blieb ich wie versteinert stehen; denn um zu erfahren, was darin stand, mußte ich — und das war mir äußerst peinlich — einen anderen, vielleicht einen fremden Menschen zu Hilfe ziehen, der so in einen Teil meiner innersten Gefühle und meiner eigenen Gedanken dringen würde.

Allerdings hatte ich meine Unabhängigkeit stübenweise wieder zurückgewonnen, da ich nun mit meinen Freunden schriftlich verkehren konnte, und auch diese in ihrer Korrespondenz die Braille-Schrift verwenden konnten; aber wie viele würden sich deswegen diese langweilige Methode aneignen wollen?

Trotz ihres unbestreitbaren Wertes vermag eben eine Briefführung in Braille-Schrift dem Leser nicht dasselbe Vergnügen zu bereiten wie die in gewöhnlicher Schrift: sie offenbart dem Beschauer nicht die Eigenarten des Charakters, der aus den verschiedenen gearteten Zügen, aus der Disposition der Seiten, aus der Wahl des Papiers spricht; all die zahllosen kleinen Einzelheiten, die demjenigen, der gerne Briefe schreibt und empfängt, willkürliche Genüsse bieten können, läßt sie nicht zum Ausdruck kommen.

Auch gewinnt man beim Lesen eines Briefes in Blindenschrift nicht jenen schnellen Überblick über das Ganze, aus dem der empfindsame Leser rein gefühlsmäßig Natur und Ton der Mitteilung errät.

Diesen allgemeinen Überblick, der unvermittelt die Schau eines in sich abgeschlossenen Ganzen, einer Einheit gestaltet, brachte mir früher auch das Lesen der Zeitung, am Morgen, bevor ich an die Arbeit ging. Ein rascher Blick auf die hervorstechenden Überschriften — und man weiß um die vielen Ereignisse in der weiten Welt; es wirkt auf das Auge wie ein Panorama, dessen wohlgeordnete Formen und Verhältnisse den Eindruck eines harmonischen Gleichgewichtes, eines schönen Zusammenspiels erwecken.

Welt u. Wissen

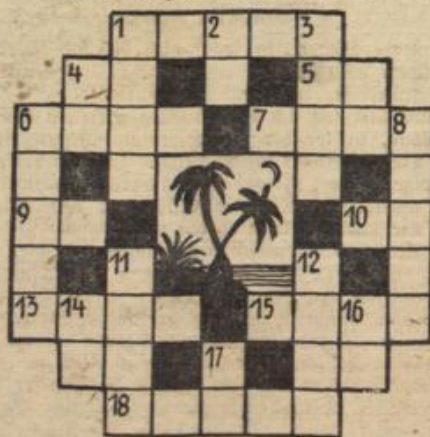
Von der Sänfte bis zur Untergrundbahn. Als Berlin um die Mitte des 18. Jahrhunderts etwa 80 000 Einwohner zählte, wurde der öffentliche Verkehr von 14 vierstigen, in Riemen hängenden Wagen bewältigt, die 12 Sänften abgelöst hatten, deren sich die aufstehende Einwohnerschaft der Hauptstadt seit dem Jahre 1688 zu bedienen pflegte. Mit der steigenden Einwohnerschaft, die sich in folgenden Zahlen ausdrückt: 250 000 im Jahre 1830, 900 000 im Jahre 1875 und rund 4,5 Millionen heutzutage, veränderten sich auch die Verkehrsgrundlagen. So erhielt Berlin im Jahre 1803 seine erste Straßenbeleuchtung, im Jahre 1826 brannten die ersten Gaslampen unter den Linden, im Jahre 1880 erleuchtete erstmals elektrisches Licht den Pariser Platz. Im Jahre 1825 wurden die ersten Bürgersteige gepflastert, und 1903 begann man mit der Asphaltierung der Straßen. Allmählich wuchs die Anzahl der Droschken auf 36 im Jahre 1769 an. Die schlechte Wagenunterhaltung aber führte zum Konkurs der Droschkenkutschergewerkschaft mit Beginn des 19. Jahrhunderts. Im Jahre 1815 erhielt ein Dessauer Pferdehändler das Privileg für Droschkenfahrten und im Jahre 1827 gab es schon insgesamt 120 Personenfahrzeuge aller Art, die teilweise einen regelmäßigen Verkehr zwischen Brandenburger Tor und Charlottenburg, Potsdamer Tor und Schöneberg und Schönhäuser Tor und dem Nordosten unterhielten. In dieser Zeit auch versuchte man aus Frankreich stammende Omnibusse einzuführen. Aber erst im Jahre 1846 wurde ein Omnibusverkehr auf fünf Linien mit 40 Wagen und 120 Pferden aufgenommen. Das Unternehmen erlitt in der Zeit von 1875 bis 1900 durch den Konkurrenzkampf mit der Pferdebahn erhebliche Einbußen. Ein großer Umschwung trat mit der Einführung der Auto-

busse im November 1905 ein und mit dem Bau der Hoch- und Untergrundbahn.

Die gefährlichste Stunde. Durch vergleichende Statistiken hat Russell M. Arundel festgestellt, daß die gefährlichste Stunde der Verkehrsunfälle in den Vereinigten Staaten die fünfte Nachmittagsstunde ist, wenn Arbeiter und Angestellte, ermüdet von des Tages Arbeit, heimkehren. Die größte Zahl von Verkehrsunfällen wurde naturgemäß durch rasende Kraftfahrer verursacht, selbstverständlich auch durch die Unachtsamkeit der Fußgänger. In der fünften Nachmittagsstunde fanden im Laufe des vergangenen Jahres etwa 2500 Personen den Tod, das heißt, daß in jeder 42. Sekunde der Verkehr ein Opfer forderte! Im Jahre 1926 wurden in den Vereinigten Staaten 25 302 Personen getötet und 759 060 bei Straßenunfällen verletzt. Auf das Schuldkonto der Kraftfahrer kamen 11 183 Unfälle, auf die Unachtsamkeit der Fußgänger 10 805. Durch das Zusammenreffen unglückseliger Umstände wurden 3314 Verkehrsunfälle verursacht. Die Zahl der Schulkinder, die jährlich dem Verkehr zum Opfer fielen, betrug 7000 und war besonders beunruhigend. Durch fehlerhafte Konstruktion von Straßen oder Fahrzeugen wurden nur 5 Prozent der Verkehrsunfälle verursacht — die anderen 75 Prozent nach Arundel durch fehlerhafte Arbeit der menschlichen Maschine.

Die Löwen passen sich der Zivilisation an. „Die Löwen im östlichen Transvaal sind heute schon so weit heruntergekommen, daß sie sich auf den Hühnerdiebstahl verlegen.“ Diese überraschende Mitteilung liest man in dem Bericht, den dieser Tage der Oberwärter des „Krüger-Nationalparks“ seiner vorgesetzten Dienststelle erstattet hat. „Weibliche Löwen, besonders die kleinen Löwen“, so heißt es darin, „überklettern die Umfriedung der Hühner, dringen in die Hühnerställe ein und schleppen eine Menge Geflügel fort. Erst kürzlich erlegte ein Wächter ein Löwenbaby, das eine Senne zwischen den Zähnen hatte.“ Ein weiterer Beweis für die Tatsache, daß sich die Löwen der Zivilisation anpassen, ist, daß die Bestien den Automobilisten gegenüber große Gleichgültigkeit an den Tag legen. Viele Wagenlenker wissen zu erzählen, daß sich die Löwen, die sie auf der Landstraße trafen, nur widerwillig dazu bequemen, den Weg frei zu geben. Der Oberwärter, der sich von der Wahrheit dieser Angaben selbst überzeugen wollte, konnte feststellen, daß sich die Löwen in der Tat nur langsam von der Straße entfernten, und zwar erst in dem Augenblick, wenn sie Gefahr fühlten, von den Rädern erfasst zu werden. Steigt aber der Wagenlenker aus oder tut nur so, als wolle er den Wagen verlassen, so suchen die Löwen, so rasch sie ihre Füße tragen können, das Weiße.

Kreuzworträtsel.



Waagerecht: 1. Baumart. 4. Fluß in Statten. 5. Hinweisendes Wort. 6. Wüstenlandschaft. 7. Reiseausweis. 9. Treppe (abgekürzt). 10. Präposition. 13. Verneinungswort. 15. Schwimmendes Signal. 18. Marokkanische Stadt. — Senkrecht: 1. Verkehrsmittel. 2. Französischer Artikel. 3. Stadt in Holland. 6. Himmelsrichtung. 8. Himmelskönigin. 11. Landungsstelle. 12. Wasserfahrzeug. 14. Tierisches Erzeugnis. 16. Gegenteil von Nr. 13 waagerecht. 17. Russischer Fluß.

Auflösung des Kreuzworträtsels in Nr. 101: Waagerecht: 1. Giebel. 6. Deus. 7. Sa. 10. Kr. 11. Lade. 12. Gandhi. — Senkrecht: 2. Ida. 3. Ge. 4. Bus. 5. Es. 7. S. D. 8. Kr. 9. Pan. 10. Reh.